

DIE FACKEL

Nr. 129

WIEN, ANFANG FEBRUAR 1903

IV. JAHR

[Die »Lokalbahn«]

Wie zu erwarten war, ist Ludwig Thoma's »Lokalbahn¹« von der gesamten Kritik mißverstanden worden. Die wahre Armseligkeit dieser führenden Geister enthüllt sich, wenn sie nicht über ein dem modernen Leben entrücktes Kunstwerk zu urteilen haben. Sonst langt's ja notdürftig. Für »Prometeus« und den »Bürgergeneral« kann man sich eben vorbereiten und die Meinung des Dichters bequem aus Vorworten und Literaturgeschichten zusammenlesen. Selbst der Mantel der Monna Vanna deckt noch Lücken der Bildung und Blößen des Verstandes, was in und um Pisa geschieht, ist feuilletonistischer Deutung leicht zugänglich, und man ist schon ein verfluchter Kerl, wenn man nur herausfindet, daß Maeterlinck aus symbolistischen Fernen in die reale Theaterwirklichkeit gezogen kam, um Buchbindern die Tantiemen streitig zu machen. Schlimmer steht's mit einer politischen Satire, die aus moderner Lebensanschauung bereitet ward. Und da hat sich denn Herr Thoma eine Frozzelei der Kritik erlaubt, wie sie wirklich nur einem Mitarbeiter des »Simplicissimus« zuzutrauen ist. Er läßt die neuzeitlichste Tendenz durch Figuren vertreten, deren äußere Gewandung »schon tausendmal da war«: Krähwinkler, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Klatschbasen und Streber. Und die Wiener Kritik hat etwas, woran sie sich halten kann: das veraltete Milieu. Die Handlung verstehen sie nämlich alle, und jeder weiß richtig zu erzählen, wie der Bürgermeister von Dornstein erst für den Manesmut, den er flunkert, dann für die Unterwerfung, die er sich ersparen kann, mit Tusch und Toast gefeiert wird. Eine Anekdote in drei Akten: das Urteil ist fertig. Wen die Handlung belustigt, der lobt, wen sie gelangweilt hat, der tadelt das Werk. Aber alle besprechen sie die Handlung.

Als der typischsten eine, die zeigt, wie weltenfern dem sozialen Leben diese Feuilletongeister wirken, habe ich Herrn Max Kalbeck's Meinung aufgehoben. »Zu Kotzebue's und Iffland's seligen Zeiten«, beginnt er herablassend, sei es ein unterhaltendes und lohnendes Geschäft des Lustspieldichters gewesen, »gegen die Torheiten der kleinen Stadt loszuziehen«. Damals hat pfahlbürgerliche Philisterei »das schadenfrohe Grinsen der Satire, das überlegene kühle Lächeln der Ironie, das behagliche Schmunzeln des Humors« herausgefordert. Aber der Mann wird noch blumiger. Bald zeichnet er der Menschheit die Entwicklungskurve. »Seit der Telegraph sein unentrinnbares Drahtnetz über die Länder spannt usw.« Nein, jetzt gibt's keine Dornsteiner mehr! Herr Thoma, der das Leben auf dem bayrischen Lande durch und durch kennt, hat uns, den in journalistischen Vorstellungen Eingesponnenen, zuviel zugemutet. Kaum die alten Schildbürger und Schöppenstedter hätten sich so benommen! Einen Bürgermeister dafür feiern, daß er einen Mißerfolg mit der Versicherung heimbringt, mit dem Minister aufbegehrt zu haben! »In welchem Jahrhundert und wo leben wir denn:«, ruft Herr Kalbeck entrüstet, »in China oder

1 Erstaufführung im Burgtheater am 28. Jänner 1903.

[KK]

in der Türkei?« Der an den menschlichen Fortschritt unentwegt Glaubende steht vor einem Rätsel. Was verschlägt's, daß er zwei Spalten zuvor das trübe Bekenntnis ablegte: »Die Kleinstädter von anno dazumal haben sich *in die Großstädter von heute umgewandelt*. Nicht mehr so originell, urwüchsig und spaßhaft, aber noch ebenso borniert, einfältig und unduldsam wie früher, befinden sie sich gegenwärtig fast überall in imposanter Majorität und *geben den Ton an in Politik, Kunst und Wissenschaft*.« Doch das ist nur ein Seufzer aus liberalem Herzen, das den Gedanken, es könnte einer die Christlichsozialen vergessen haben, schwer erträgt. Auch die 'Neue Freie Presse' hat ja die Unhaftbarkeit der »Lokalbahn« mit einem diskreten Hinweis auf die anerkannte Tüchtigkeit des Herrn Völkl begründet und auf den notorischen Kontrast zwischen der in Finsternis gehüllten Großstadt und der Provinz, in der es immer vor den Landtagswahlen »zu tagen beginnt«.

Aber das völlige Nichtverstehen dessen, was Ludwig Thoma sagen wollte — man muß wirklich, wie Herr Pernerstorfer von der 'Arbeiter—Zeitung', zwanzig Jahre im Parlament gesessen sein, um als Rezensent den Sinn eines Theaterstückes annähernd zu begreifen —, zeigt sich gerade in diesen Ausflügen auf politisches Terrain, die unsere Handlungsnacherzähler unternommen haben. Der Verfasser der »Lokalbahn« will durchaus nicht die »Waschlappigkeit« des Spießertums, zu der Herr Völkl in rühmlichem Kontrast steht, geißeln, sondern die Waschlappigkeit *und* Herrn Völkl. Die Spießer zu Mannesmut anfeuern, — das wäre ein gewiß nicht stofflich, wohl aber gedanklich veraltetes Beginnen. Nichts liegt dem modernen Satiriker ferner. Was er will, ist, wenn sie es ahnten, in den Augen liberaler Kritiker allerdings verdammenswert: Er vertritt eine durchaus »reaktionäre« Idee. Er will den Spießern das Politisieren abgewöhnen. Ob sie »fortschrittlich«, ob »christlichsozial« tun, ob sie ihren Bürgermeister feiern, weil er den Minister angepöbelt hat, oder ob sie ihn feiern, weil er mit der Regierung geht, immer stehen sie ihrem beruflichen oder gemütlichen Glück im Wege. Wer die dem Satiriker reifenden Dissonanzen aller liberalen Errungenschaften nicht an seinem eigenen Leibe täglich fühlt, dem werden sie zum Bewußtsein gebracht, wenn man sie ihm auf die einfachste Formel reduziert: Der brave Mann, der von der Hobelbank ins Parlament eilen muß, um über das Preßgesetz abzustimmen, und der Glaserer, der als geschwornener Richter die verletzte Ehre kitten soll. Primitive Menschen, die in einer Zeit unerhörter Spezialisierung sich auf jedem Gebiet menschlichen Wissens heimisch zeigen müssen, weil's der kosmopolitische Wahn freisinniger Stubenschwärmer so gewollt hat. Kein anderer Gedanke wäre der Erkenntnis eines österreichischen Bühnenpublikums zugänglicher, wäre lebensfähiger und nutzbringender in einem Gemeinwesen, das von den Exzessen radikaler Philister erschüttert wird. Wenn Ludwig Thoma in seiner »Lokalbahn« — man mag sie technisch wie man will beurteilen — nichts weiter gebracht hätte als die Episode dieses gewiß tüchtigen Schreinermeisters, der in jeder Lebenslage, in der heroischen und in der friedlichen Epoche des Dornsteiner Lebens, den Zeigefinger bedeutsam hebt und ein geheimnisvolles: »Wann die Regierung — —!« murmelt, er hätte ein gutes Stück Zeitsatire geschaffen.

* * *

[Die Zuckerwochen]

Das waren einmal gesegnete Wochen, in denen sich die Zeitungsherausgeber gütlich tun durften. Geld für alles war zu haben: von den großen Zuckerraffineuren, wenn man gegen die Kontingentierung, von den Roh-

zuckerfabrikanten, wenn man für die Kontingentierung, und schließlich wieder von den Raffineuren, wenn man für die Ummodlung der Kontingentierung nach ihren Wünschen schrieb. Spaltenlange Artikel über die Zuckerfrage sind uns tagtäglich vorgesetzt worden; aus diesem Thema ließ sich — Kapital schlagen. Und dann die Verhandlungen im Parlament! Jene Moral, die von der Verlängerung des Nordbahnprivilegs her bekannt ist, stand auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses, und zuletzt haben wir noch eine österreichische Umkehrung des Inkompatibilitätsbegriffes erlebt. Anderswo verzichteten Abgeordnete auf ihre Mandate, weil sie sich, wo ihre persönlichen Interessen berührt sind, nicht die Unbefangenheit des Gesetzgebers anmaßen; der Zuckerraffineur Auspitz hat sein Mandat niedergelegt, weil ihn seine Partei nicht in den Zuckerausschuß gewählt hatte und er sein Recht auf Korruption nicht schmälern lassen wollte. Als hernach die Zuckergesetze ins Herrenhaus gelangten, in dem allein heute noch eine unbestechliche und logische Kritik wirtschaftlicher Gesetze zu hören ist, stand ein Redner nach dem andern auf, um die Schädlichkeit der Kontingentierung zu beweisen; schließlich haben alle um des lieben Friedens willen für die Kontingentierung gestimmt. Und es bleibt dabei: Der Konsument hat zu zahlen, der Zucker darf nicht billig werden, und weil er infolge der Zollermäßigung, die uns England aufgezwungen hat, denn doch um etwa 7 Kreuzer billiger werden muß und die Zuckerfabrikanten dem Einzelnen nicht mehr so viel werden abnehmen können wie bisher, wird ihnen der Staat den Entgang ersetzen, die längst unrentablen Frachttarife für Zucker noch verbilligen und dadurch das Defizit seiner Bahnen noch vergrößern. Aber das genügt nicht; der Zuckerkonsum muß gehoben werden. Und weil die Menschen in Österreich vom teuren Zucker zu wenig verzehren, sollen die Schweine billigen Zucker bekommen. Das Vorrecht der englischen Schweine auf den Genuß österreichischen Zuckers, so verkünden die Zuckerpatrioten, sei nicht länger zu dulden; könne man die Steuer vom Zucker, den die Menschen genießen, nicht verringern, so solle man wenigstens den Schweinen in Österreich die Zuckersteuerfreiheit geben. Die österreichische Zuckerwirtschaft muß ganz und gar eine Schweinewirtschaft werden, ist die Parole.

†

* * *

[Ehrenerklärung des Rabbi Bloch]

In Nr. 103 brachte ich eine Berichtigung zum Abdruck ¹, die ich dem bekannten Rabbi Bloch als dem verantwortlichen Redakteur der Österreichischen Wochenschrift, »Organs für die (wievielprozentigen?) Interessen des Judentums«, in Sachen des Ritualmordmärchens gesendet hatte. Entgegen dem klaren Sinn und Wortlaut der kurz vorher in der 'Fackel' veröffentlichten Ausführungen hatte der Rabbi mich einer Verteidigung des albernen Blutaberglaubens beschuldigt und in Verbindung mit diesem Mißverständnis, das ich auf Grund des § 19 berichtigte, eine Reihe verletzender Anwürfe gegen mich erhoben, wegen deren ich den ehrwürdigen Herrn vor dem Wiener Landesgericht als Schwurgericht verklagte. Dies teilte ich den Lesern in Nr. 103 (Seite 11) mit. Da es mir nun nicht um die Bestrafung des Angeklagten, sondern lediglich um die Feststellung der Unwahrheit dessen, was er behauptet hatte, zu tun war und da die gerichtliche Genugtuung nur durch die Widerlichkeiten einer gerichtlichen Ritualmorddebatte erkaufte worden wäre, gab ich mich mit der umfassenden Ehrenerklärung zufrieden, die der Rabbi Bloch am 20. Jän-

1 # 06

ner im Büro des Präsidenten leistete und zu deren Veröffentlichung an der Stelle, an der der inkriminierte Artikel gestanden war, er sich verpflichtete. So hat denn am 30. Jänner Rabbi Bloch in seinem Blatte erklärt, daß er die seinerzeit »unter dem Titel 'Brimanus der Jüngere' gegen den Herausgeber der 'Fackel' gerichteten Anwürfe, sowohl in ihrer Totalität als auch insbesondere« jede einzeln inkriminierte Beschuldigung (z. B. die der Verteidigung des Blutaberglaubens und die der unlauteren journalistischen Spekulation) »vollständigst zurückziehe«. Gerechterweise muß ich betonen: Da es mir nur um eine Entkräftung der Vorwürfe zu tun war und ich auf ein »Bedauern« des Herrn Bloch keinen Wert legte — das klare Geständnis der Unwahrheit dessen, was ein von mir Geklagter behauptet hat, ist mir wichtiger als die Gefühle, mit denen er seinen Irrtum zugibt —, so tut die antisemitische 'Deutsche Zeitung' Unrecht, wenn sie in einer Zusammenstellung alles dessen, worüber sich Herr Dr. Bloch in einer Nummer seines Blattes ärgert, schreibt: »Gleich darauf ärgert den Exrabbi selbstverständlich der gerichtlich erzwungene *Abdruck* seiner *Abbitte* an den 'Fackel'—Kraus«. Von einer Abbitte kann keine Rede sein; daß der Angeklagte mit derselben Feder alles, was er über mich geschrieben, für unwahr erklären mußte, stimmte mich versöhnlicher als die Bekundung einer Reue, die mir gleichgültig wäre und an deren Aufrichtigkeit ich ja doch nicht geglaubt hätte ... Somit wäre diese Affäre in höchst erfreulicher Weise erledigt. Erwähnenswert ist nur noch die Tatsache, daß Rabbi Bloch, bevor er die Ehrenerklärung abgab, eine solche von mir für die Beleidigung verlangte, die ich dem jüdischen Glaubensbekenntnis, dessen Schützer er sei, angeblich wiederholt in der 'Fackel' zugefügt hatte. Ich stand einer plötzlich eingebrachten Widerklage gegenüber und hatte die Geistesgegenwart, mit ihrer Berechtigung auch die Legitimation des Klägers zu bestreiten. Ich setzte in dieser Ausgleichsverhandlung, zu der das Wohlwollen des Vorsitzenden die Parteien geladen hatte und die im Nu zum Synhedrion wurde, die fatale Verwechslung zwischen Angriffen auf die Korruption und Beleidigungen der Religion auseinander, und in dem Protokoll, das die Ehrenerklärung des Rabbi Bloch enthält, ist gesagt, daß ich die Ehrenerklärung, die er für das beleidigte Judentum verlangte, nicht zu geben und von dem, was je in der 'Fackel' gestanden, nichts zurückzunehmen in der Lage sei. Und so wie ich glaube, daß nur orthodoxe Verböhrtheit den Standpunkt der 'Fackel' mißdeuten könne, so hoffe ich, daß das Judentum die Vertretung, die der Rabbi Bloch gegen mich übernehmen zu müssen erklärte, ernstlich ablehnen wird. Jenen Standpunkt aber wahr in einer für Juden und Christen, die der 'Fackel' »Antisemitismus« vorwerfen, vernehmlichen Weise die folgende Zuschrift, zu der ein Mitarbeiter durch den vollständigen Rückzug des Herausgebers der 'Österreichischen Wochenschrift' angeregt wurde:

Die alte Pose wirkt noch immer. Ob einer nun den Terminhandel bekämpft, oder dem unlautern Wettbewerb entgegentritt, oder von der Korruption der Presse spricht. allemal ist der Rabbi Bloch zur Stelle und — verteidigt den jüdischen Glauben. Er verteidigt den jüdischen Glauben, wenn er vor einer antisemitischen Firma warnt oder die Erzeugnisse einer Schnapsfabrik anpreist, und er hält unentwegt jedem, der den jüdischen Kredit erschüttert, sein jüdisches »Credo« entgegen. Aber weil er die Religion stets vor Gefahren schützt, die ihr nicht drohen, sollte man den Glaubensstreithans nicht belächeln. Mit Mosis Lehre hat es freilich nie zu tun gehabt, wenn einer Wiener Kindern Israels auf die unsauberen Finger klopfte, und einen »altägyptisch ungesunden Glauben« nennt die Religion der Väter mit Heinrich Heine längst ein Börsea-

nertum, für das der Segen des Herrn, »der den Regen gibt zu seiner Zeit«, nichts anderes als die Baisse bedeutet, mit der die Papierweizenhändler eine gute Ernte begrüßen. Wahrlich nicht den Glauben, sondern eher die völlige Glaubenslosigkeit seiner großstädtischen Juden dürfte der moderne Staat als eine Gefahr betrachten. Da ist eine Gesellschaft von Skeptikern, die ihre Zugehörigkeit zu einem Religionsbekenntnisse höchstens noch dadurch betätigen, daß sie etwas »halten« Fastengebote am Versöhnungstage und Speisengebote am Osterfest; »rechtgläubig« heißt ihnen, wer Stirn und Arm mit Gebetriemen umschnürt und nach dem Fleisch nicht Käse ißt, und ihre religiöse Erkenntnis erschöpft sich in der Überzeugung, daß man die Gnade Gottes um den Preis erkaufen kann, der an Feiertagen für einen Sitz im Tempel gefordert wird. Aber diese gänsefette Händlersippe jubelt dem Mann zu, der für ihre Religion gegen jeden eintritt, von dem sie die Schmälerung ihres Gewinns fürchtet. *Gelingt es ihr, alle Bestrebungen, denen Tausende von Juden, die niemals Nutznießer, oft Opfer der Korruption waren, gern zustimmen möchten, als der jüdischen Religion feindlich zu diskreditieren, wird das Gefühl einer Solidarität, die den ehrenhaften Juden anstatt mit seinen ehrenhaften christlichen Mitbürgern mit der jüdischen Korruption verbinden soll, wach gehalten, dann darf sie hoffen, daß sie ihre Geschäfte auch fernerhin mit der staatlichen Anerkennung treiben wird, die einer Religionsgemeinschaft verbürgt ist und die für eine Mafia gefordert wird.*

* * *

[Die Sardinen werden teurer!]

U nter der Spitzmarke »*Die Sardinen werden teurer!*« hat die 'Zeit' über das unsägliche Elend berichtet, das in der Bretagne herrscht. Dort darben Hunderttausende, weil der Sardinenfang, von dem sie leben, in den beiden letzten Jahren unergiebig war, und Regierung und Private sind ohnmächtig gegenüber der Not einer ganzen Provinz. Aber dem gepreßten Herzen des Redakteurs einer sozialpolitischen Zeitung entringt sich der Schreckensruf: Die Sardinen werden teurer! Ja, Mitleid ist die auf uns selbst bezogene Furcht: wie sollen wir uns helfen, wenn uns die Fischer an der französischen Küste zu wenig Sardinen fangen? Die 'Zeit' war ratlos. Zum Glück hat wenigstens Herr Berthold Frischauer, der ein paar Tage darauf in der 'Neuen Freien Presse' von der Not der bretonischen Fischer erzählte, Rat gewußt: man führe an der Küste der Bretagne die Dampfseefischerei ein. Die großkapitalistischen Fischzüge sind ja im Meer wie überall stets die ergiebigsten, und über's Jahr werden wir hoffentlich die tröstliche Kunde vernehmen: Die Sardinen werden wieder billiger! Auch über das Elend der französischen Fischerbevölkerung wird man, wenn sich Dampferunternehmungen der Fischerei bemächtigen, nicht mehr lange klagen hören; denn eine Fischerbevölkerung, die Not litte, kann es dann nicht mehr geben. Entweder ergreifen die Leute andere Berufe, oder sie gehen glatt zugrunde. So erweist sich jedesmal im Unglück die menschliche Solidarität, und angesichts der Hungersnot an der französischen Küste einigen sich selbst die 'Zeit' und die 'Neue Freie Presse' in der Erkenntnis: wir müssen mehr Sardinen zu essen haben ... Weichherzige Menschen sollten sich das Zeitungslesen abgewöhnen. Erlebt denn nicht jeder des Schlimmen in seiner nächsten Nähe genug, daß wir allen Kummer der Welt in

uns nachzittern lassen sollten? Aber die Zeitungen bringen uns täglich die Unglücksnachrichten aus aller Herren Ländern, und jedesmal machen sie uns fürchten, daß wir selbst in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Tiefer schüttert las man am 24. Jänner in der »kleinen Chronik« der 'Neuen Freien Presse': »[Schwarze Pocken in Altona.] Aus Berlin wird uns telegraphiert: Im Krankenhause zu Altona sind elf an schwarzen Pocken erkrankte Personen eingeliefert worden, von denen zwei gestorben sind. Darauf wurden Schiffahrt—Aktien angeboten«. Nicht alle Leser der »kleinen Chronik« werden die Tragweite der Nachricht voll erfaßt haben, nicht alle sind geübt, den Maßstab des Economisten an die Leiden der Menschheit anzulegen. Die schwarzen Pocken in Altona? Wenn sie zu uns kämen! Soll man Arznei nehmen? Nicht doch, bloß Schiffahrt—Aktien geben.

+

* * *

[Verwerfliche Wallungen, Mutterliebe und Inserat]

Und wieder einmal zerbrach sich — am 30. Jänner — der Börsenwöchner den Kopf über das Schicksal der Exkronprinzessin Louise, und wieder einmal konstatierte er: »Auch auf den Thronen rühren sich die mächtigen Instinkte, auch unter dem Purpur schlagen fehlbare Herzen, auch unter einer Krone lodern die Leidenschaften«. Nestroy, dessen psychologischer Witz mehr in den Niederungen des Lebens verweilt hat, drückte denselben Gedanken wie folgt aus: »Auch der Kommiss hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß laht und in süße Träumereien versinkt«. Er trifft das Erstaunen des Spießbürgers über das Phänomen, daß Empfindungen keine Standesunterschiede kennen. »Louise von Sachsen, der König Georg einmal einen Band Nietzsche's aus der Hand genommen hat«, rief der liberale Pathetiker, »sie macht die Öffentlichkeit trotzig zum Zeugen ihrer Wallungen.« Aber warum nicht gar! Sie hat die Reporter in Genf und Mentone hinausgeworfen und wäre zufrieden gewesen, wenn man nie für ihre »Wallungen« eigene Spezialberichterstatteur designiert hätte. Sie sehnt sich mit den europäischen Zeitungslesern nach der Ruhe über allen Wipfeln des Blätterwaldes. Daß auch unter einer Krone Leidenschaften lodern, haben die Völker längst gewußt, und sie standen sogar teilnahmslos beiseite, als im Vorjahre das große Stauen durch die Zeitungswelt ging, daß auch ein König einen Blinddarm habe. Wenn aber auch nicht, wie der Leitartikler immer wieder versicherte, Louise von Sachsen »Madame Giron, Madame Giron schlechtweg« wird, so wünschen doch wir, die dabei noch schlechter weggekommen sind, endlich wieder in den Kreis bürgerlicher Erlebnisse einzukehren. »Ehe—Irrungen«, entzogene Apanagen, bedrohtes Prinzip der Legitimität: Wir haben auf allzu noblem Fuß gelebt, und wir verlangen endlich wieder den befreienden Ruf zu hören: »Der Zinsfuß ist mit uns!«, den selbst ein so hoher Herr wie Gottfried von Bouillon einmal in der 'Neuen Freien Presse' ausgestoßen hat.

*

8. Februar. Vorläufig noch keine Aussicht auf Stoffwechsel. »Die Mutterliebe hat gesiegt«! Und an diesem in der sächsischen Hofaffäre bisher neuen, aber aus früheren Fällen als höchst ergiebig bekannten Motiv werden wir gewiß mehrere Wochen zu zehren haben. »Im Schlosse zu Dresden liegt ein fiebernder Knabe und sehnt sich nach der Mutter«. Mit dieser einen Vorstellung läßt sich das Kolportagegefühlsbedürfnis einer Welt befriedigen. Der Zug des Herzens ist längst zum Stehen gebracht. Alle Reporter sind auf Mutterliebe dressiert.

9. Februar: Es ist alles aus. Prinzessin Louise ist von dem Pöbel der Zeitung und der Gasse ins Irrenhaus gehetzt worden. Sie hat die Nervenheilanstalt »La Métairie« aufgesucht ... Also die Mutterliebe hat doch nicht gesiegt, und mit den »verwerflichen Wallungen« ist's auch nichts mehr? Ja, was werden wir denn da beginnen? Nun, wenn auch alles verloren ist, so bleibt uns doch eine Aussicht. Haben sich hinter der armen Prinzessin die Tore eines Schweizer Sanatoriums geschlossen, so machen wir einfach für das Schweizer Sanatorium — Reklame. Eine Geschäftsanzeige, die wie ein Bericht über die sächsische Hofaffäre anfängt, endet in der 'Neuen Freien Presse' (9. Februar) mit den folgenden Worten: »Schließlich teilt unser Gewährsmann mit, daß in 'La Métairie' auch alle Einrichtungen für Damen, welche entbinden sollen, und für die Wochenbettpflege vorhanden sind« ... Nicht die Mutterliebe hat gesiegt, sondern der Inseratenagent. Er bleibt »am Platze«, wenn Kriminalisten und Psychiater ihr Werk getan haben. Er erwartet sich von der sächsischen Hofaffäre noch »entscheidende Wendungen«.



Literatur

Snobismus und vollmälige Unwissenheit, die die 'Zeit' auf allen Gebieten publizistischer Erörterung betätigt, treten am prononciertesten hervor, wenn literarische Gegenstände diskutiert werden. Man ist in diesem Punkte von der 'Neuen Freien Presse' nie sonderlich verwöhnt worden und hat sich zuletzt von den ausgesuchtesten Dummköpfen bedienen lassen, die Herr Herzl, wenn sie nur brav zionistisch gesinnt waren, an seinen Hof und zur Mitarbeit am Literaturteil heranzog. Aber es sind wenigstens ehrliche Analphabeten, deren Eifer, den belletristischen Geschmack zu beeinflussen, etwas Rührendes hat, gewissenhafte Burschen, die zwischen dem Empfang und dem Verkauf des vom Verleger gesandten Gratisexemplars eine Kritik leisten zu müssen glauben, stammelnde Anfänger, für die die Bezeichnung »Rezensenten« nur dann gelten kann, wenn man entschlossen ist, das Wort von »re-cens« (frisch, jung, unverbraucht) abzuleiten. Mit Ausnahme Rudolph Lothar's, dessen Tätigkeit nachgerade nicht bloß in ihrem Umfang, sondern auch in ihrer Wirkung bemerkbar wird und von dem noch gesprochen werden soll, sind sie samt und sonders ungefährlich.

Anders die Literaturmacher der 'Zeit'. Da ist vor allem Herr Otto Julius Bierbaum, der von den Abfällen Liliencron'scher Poesie Gemästete. Ich schrieb hier einmal, der holsteinische Baron habe sich an dem deutschen Volke für die Teilnahmslosigkeit, mit der es an seinem herrlichen Schaffen vorüberging, bitter gerächt: er zeugte Herrn Otto Julius. Nicht daß ein begnadeter Künstler — ein lyrisches Temperament von einer Tiefe und Fülle, wie sie selten zuvor erlebt wurden — ohne Dank und Ehren altert, macht die Tragik deutschen Dichterloses aus. Die Bitternis schafft erst der Anblick der glücklichen Epigonen, denen ein seichtes, dem fremden Empfindungsgehalt rasch assimiliertes Formtalent die Gunst des Lesepöbels erraffte. Die Mädelsingerei des Herrn Bierbaum ist in jenem Deutschland, das für die Urtöne des Haidesängers nur ein unaufmerksames Ohr hatte, bald populär geworden, und Detlev v. Liliencron selbst hat in künstlerischer Naivität und in hingebender Be-

geisterung für alles, was sich nur lyrisch versuchte, die zahllosen Untalente fördern geholfen, die im letzten Dezennium, wie Schwaden von Heuschrecken die Sonne verhüllen, dem deutschen Volk den Anblick seiner echten Dichtergroße entzogen haben. Selbst die literarischen Kreise wußten nicht mehr zu unterscheiden und priesen in demselben Atemzug, in dem sie alles Epigonentum in der Lyrik verdammt und die Julius Wolff und Baumbach verketzerten, die viel ärmlicheren Trivialitäten eines Bierbaum, der doch, da er die alte Mädelpoesie statt mit Rheinwein mit Münchener Hofbräu begoß, der deutschen Lyrik höchstens ein Bierbaumbach zu werden versprach.

Es gehörte die ganze Talentlosigkeit der 'Zeit'—Gründer zu dem Einfall, diese Erscheinung nach Wien zu verpflanzen. Herr Bierbaum versuchte es hier mit den »Weltpredigten«, die aber infolge allzu feucht—fröhlicher Humorlosigkeit keinen Zulauf fanden. Er kaufte sich in Wiens Nähe eine Villa, von der er jetzt gelegentlich per Automobil — Liliencron hat es bloß zu den Reitpferden seines eingebildeten Marstalls gebracht — in die Redaktion der 'Zeit' fährt, um den literarischen Geschmack des Wiener Publikums zu veredeln, seine — des Publikums — literarhistorische Bildung zu vervollständigen. Herr Bierbaum, der bis vor ganz kurzer Zeit nicht wußte, daß es einen Schriftsteller Namens Ferdinand Kürnberger gegeben hat, trat mit einer »Charakteristik Kürnberger's als Künstler« auf den Plan. Für die großsprechende Unbildung der 'Zeit' war die dem Andenken des Dichters gewidmete Festnummer, mit der sie debütierte, so recht bezeichnend. Da stand neben anderen Unsinnigkeiten die Behauptung: »Das Manuskript von 'Quintin Messis' ist verschollen und verloren, ein Drama 'Firdusi' und noch ein anderes Drama von K. sollen im Archiv der Wiener Stadtbibliothek liegen und warten der Auferstehung«. Aber in Wahrheit war »Quintin Messis« nie verschollen und verloren, die 'Wiener Rundschau' hat vor einigen Jahren aus dem Manuskript, das ich selbst gesehen, einen Akt veröffentlicht, und »Firdusi« lag nie im Archiv der Wiener Stadtbibliothek. Wohl aber sind vor kurzem sämtliche vier Dramen aus dem Nachlasse des Dichters im Verlage von Daberkow erschienen. Das braucht der literarisch Gebildete nicht zu wissen, auch nicht, daß schon vor längerer Zeit Herr Wilhelm Lauser zwei Bände Nachlaß—Novellen herausgegeben hat. Doch mußte es eine Redaktion wissen, die »dem Gedächtnisse Ferdinand Kürnberger's« protzig eine eigene Beilage widmet. Die 'Zeit' machte sich unter der Spitzmarke »Ignorant oder Spaßvogel?« über einen Einsender lustig, der an ihre Adresse mit der Bitte, ihn »Herrn Ferdinand Kürnberger, Schriftsteller« zu übermitteln, einen Brief gerichtet hatte. Aber viel schlimmer ist es, wenn ein Blatt, das den österreichischen Dichter förmlich entdeckt zu haben vorgibt, zu jener Zuschrift die Bemerkung setzt. »Der verstorbene *Philosoph* wird sich im Jenseits nicht wenig darüber wundern usw.« Hier wäre die Alternative »Ignorant oder Spaßvogel?« nicht mehr am Platze.

Herr Bierbaum hat aber nicht nur Kürnberger für Wien entdeckt. Am 1. Februar beglückte er die Sonntagsleser der 'Zeit' mit seltsamen Enthüllungen über »ein altes Buch, das auf Wien Bezug hat« und von dem er annimmt, daß es niemandem außer ihm bekannt sei. Das Buch nenne sich »*Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*« und sei im Jahre 1827 in Stuttgart erschienen. Bevor Herr Bierbaum den Inhalt des Buches verrät, macht er ein Geständnis: »*Es ist mir nicht bekannt geworden, wer der Verfasser ist. Offenbar ein Schwabe und Kleinstädter; zweifellos ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung*«. Ich kann Herrn Bierbaum auf die Fährte helfen. Er lese einmal Karl Julius Weber's »Demokritos«. Dort wird er entweder im Vorwort oder sogar auf dem Titelblatt die Identität des Autors mit dem

Verfasser der »Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« behauptet finden. Auch Brockhaus (14. Auflage, Bd. XVI., S. 554) hätte ihm Weber als den Verfasser genannt. In der Einleitung, die jedem Bändchen der bei Hendel in Halle erschienenen Ausgabe des »Demokritos« vorangesetzt ist, kann Herr Bierbaum die Bemerkung finden, daß Weber's »anerkannt tüchtigstes Werk« jene Deutschen—Briefe seien. Drollig ist übrigens die Prüderie des Mannes, der einen »Stilpe« und den »Irrgarten der Liebe« geschrieben hat. Er wagt es angeblich nicht, den folgenden Satz Weber's zu Ende zu schreiben: »Der echte Wiener hat neben seiner Frau noch ein hübsches Stubenmadel, und die Frau ihren Freund, der ... « Jetzt bricht Herr B. ab, statt die charakteristische Bemerkung Weber's abzdrukken. Da sie unzähligmale veröffentlicht wurde, kennt man sie ohnedies: »... der für sie sorgt und für den sie, wenn er krank ist, Messen lesen läßt.«

Der zweite Literaturmacher der Zeit' ist Herr Felix Salten, der bekannte Auslagenarrangeur von psychologischen Beobachtungen. Er ist feineinsinnig. Man muß es aber anerkennen, daß er im Vollgenuß seiner Nuancen noch Auge und Ohr für fremde literarische Talente hat. Er hat neulich Heinrich Mann's »Herzogin von Assy«, die übrigens auch Leute von Geschmack wertvoll finden, eine begeisterte Empfehlung geschrieben, — wiewohl er mitteilen mußte, daß er das Buch nicht vollständig kenne. Wie das? Nun, es ist der Mühe wert, das Geständnis, ein seltenes Dokument des Snobismus, wörtlich zu zitieren:

»Ich gestehe, daß ich die Schlußseiten des Buches nicht gelesen habe. Jene Seiten, auf denen das Sterben der schönen Herzogin erzählt wird. Wie man ja oft zögert, die Leiche eines im Leben prachtvollen und geliebten Menschen zu betrachten, um durch den Anblick der Vernichtung die Erinnerung an die einstige Schönheit nicht zu erschüttern. Ich fürchtete die Grausamkeit des Dichters und hoffe nur, er ist milde mit Violante von Assy verfahren.«

Welch eine Empfindsamkeit! Aber sollte nicht doch nur ein Parvenu psychologischer Feinheiten ihrer fähig sein? Wenn die Frage, ob Herr Salten die Schlußseiten der »Herzogin von Assy« gelesen hat, vordem noch eine offene war, nach diesem Bekenntnis einer schönen Seele wird niemand mehr zweifeln, daß er sie gelesen hat.

Indes, auch auf die Wahrhaftigkeit seiner Empfehlungen ist kein Verlaß mehr, seit er einmal — noch in der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' — erklärt hat, daß man der ferneren Entwicklung des Dichters Siegfried Trebitsch mit Interesse entgegenseht. Wer Herr Siegfried Trebitsch ist? Ja, wenn das so leicht gesagt wäre! Ein reicher junger Mann, Sohn einer Seidenfirma, zu dessen Entschuldigung aufrichtige Freunde vorbringen, es sei doch immer noch löblicher, Novellen drucken zu lassen, als sein Geld für Rennen u. dgl. auszugeben. Das mag aufrichtig sein, richtig ist es nicht. Im Gegenteil! Erst kürzlich habe ich an dem Beispiel des Herrn Philipp Haas von Teichen (Verstümmelung des Wortes »Teppichen«) auseinandergesetzt, daß literarische Passionen nicht in demselben Maße eine Angelegenheit des Privatlebens sind wie andere Unterhaltungen. Und mag selbst das Bücherschreiben noch als Privatvergnügen hingehen, es wird sofort zum öffentlichen Ärgernis, wenn sich eine gewissenlose Clique findet, welche auf dem ihr zur Verfügung stehenden Zeitungspapier den Dilettanten zum Künstler emporlobt.

Eine solche Verwandlung haben wir jetzt eben erlebt. Ein Trebitsch—Rummel ist ausgebrochen. In vier Blättern, der 'Neuen Freien Presse', der 'Zeit', dem 'Neuen Wiener Tagblatt' und der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' su-

chen einander die Kaffeehausfreunde des Neuentdeckten an Begeisterung zu überbieten. Übereinstimmend wird zuerst versichert, Herr Trebitsch habe »sich bereits mancherlei Verdienste um die Literatur erworben«. Er kann nämlich nicht gut Französisch und Englisch und übersetzte darum Courteline und Bernhard Shaw. Aber er wollte auch beweisen, daß er nicht Deutsch könne, und schrieb Novellen. Über das Maß der Verdienste des Übersetzers Trebitsch herrscht immerhin eine gewisse Meinungsverschiedenheit vor. In Nr. 114 der 'Fackel' ¹ habe ich aus einer seiner Courteline—Verdeutschungen (Nr. 411 der Wochenschrift 'Die Zeit') den Satz zitiert: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. *Wir einigten sich* auf siebentausendfünfhundert«. Ich ließ es damals dahingestellt, ob nicht etwa Herr Isi Singer das Manuskript, in dem vielleicht richtig »wir einigten uns« gestanden, redigiert hatte. Nun aber hat, bevor die Clique die große Trebitsch—Begeisterung inszenierte, der Anglist Leon Kellner im 'Neuen Wiener Tagblatt' (vom 22. Jänner) ein Feuilleton veröffentlicht, welches den Titel »Eine verunglückte Übersetzung« führt und worin er Trebitsch's Verdienste um Bernhard Shaw keck in Abrede stellt. Dr. Kellner läßt sich sogar zu der Versicherung hinreißen, er wisse nicht, »wer mehr zu bedauern ist: die deutschen Leser, die aus dieser Quelle ihre Kenntnis von Shaw's Eigenart schöpfen werden, oder der arme Shaw, der sich die letzten Haare ausraufen wird über die traurige Veränderung, die mit ihm auf deutschem Boden vorgegangen ist«. »Einer solchen Fülle von unfreiwilligem Humor«, sagt er, »wird man selbst in der humorreichen Übersetzungsliteratur kaum wieder begegnen«. Und Kellner führt eine Reihe drastischer Belege für diese Behauptung an. In der Schilderung eines Parkes — der Dramatiker Shaw liebt eine genaue Ausmalung der örtlichen Dinge — heißt es bei Trebitsch, er enthalte eine Menge *Gemüse* und eine Sandgrube, die »zur Aufnahme von *Seepflanzen* zum Entzücken der Kinder bestimmt ist«. Kellner versichert, daß in Victoria—Park weder Gemüse noch Seepflanzen gedeihen, daß aber Shaw von *Rasenplätzen* spreche und einer Grube voll Seesand, die ursprünglich zur Unterhaltung der Kleinen bestimmt war, jetzt aber von *Ungeziefer* wimmelt. In des Pastors Morell Arbeitszimmer befinden sich nach Trebitsch *Fabians Essays*. Wer nur dieser Fabian sein mag? Er habe, versichert Kellner, so wenig existiert, wie Gemüse und Seepflanzen in Victoria—Park. Bei Shaw aber stünden auf den Büchergestellen des Pastors die »Essays der Fabier«. Wer die Fabier sind, das sage uns der Übersetzer selbst in dem biographischen Vorwort. Die Gesellschaft der Fabier habe, erklärt Trebitsch, zumeist aus Schriftstellern und »einheimischen Bediensteten« bestanden. Kellner fragt, ob jemand wisse, was *einheimische Bedienstete* sind. Da sich niemand meldet, verrät er, daß die Gesellschaft der Fabier zumeist aus *Staatsbeamten* (civil servants) bestand ... Unter den zahllosen geradezu horriblen Beispielen, die der Kritiker anführt, fallen besonders die in der Übersetzung vorkommenden »Lederschuhe aus Segeltuch« auf. Kellner setzt auseinander, wie jeder einzelne Charakter in sein Gegenteil verkehrt worden sei; aller Witz, alle Tiefe und Eigenart des Werkes habe sich dank Herrn Trebitsch verloren. »Wenn ein Buch vorliegt, das sich den Anschein gibt, drei Schauspiele Bernhard Shaw's in deutschem Gewande zu bieten, in Wahrheit aber statt des wahren Shaw ein lächerliches Zerrbild vorführt, so ist es«, ruft Kellner, »*Pflicht und Schuldigkeit der Kundigen, gegen eine solche Irreführung zu protestieren*«. Das war für die Trebitsch—Clique das Signal zum Eingreifen. Herr Hermann Bahr veröffentlichte in jenem Feuilletonenteil des 'Neuen Wiener Tagblatt', der immer für zwei Überzeugungen Platz hat, unter dem Titel »Bernhard Shaw« einen geharnischten Protest, der

1 # 11 »Literat«

mit den Worten beginnt: »Herr Siegfried Trebitsch, dem wir schon das Vergnügen verdanken, Courteline, den 'Göttlichen', wie ihn die Pariser nennen, zu kennen, bringt uns nun einen englischen Autor ... Die Übersetzung ist neu-lich hier von Professor Leon Kellner sehr mißhandelt worden. Ich werde mich hüten, mit *einem Philologen anzubinden, aber als Theatermann habe ich zu sagen*« usw. »Der Philologe vergißt, daß es viel wichtiger ist, *sich den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums anzupassen, als auf jeder Nuance zu bestehen*« usw. Folgt ein Essay über Bernhard Shaw, der wohl nur der Vorwand zur Ehrenrettung Siegfried Trebitsch's war. Es gibt einen Gipfel-punkt der Schamlosigkeit, den selbst Herr Bahr, wohl der skrupelloseste lite-rarische Bandenführer, bisher nicht erklommen hatte. Jetzt ist er oben. Dr. Kellner hat in einer für den idiotischsten Laien sinnfälligen Weise die ge-radezu abenteuerliche Talentlosigkeit jener Shaw—Übersetzung bewiesen, und unser Schäker nimmt sie gegen die fachmännische Übertriebenheit des »Philologen« in Schutz: Mit Gemüse und Seepflanzen, mit einheimischen Be-diensteten und Lederschuhen aus Segeltuch hat sich der praktische Bühnen-mann Trebitsch den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums an-gepaßt! »Gegen eine Irreführung protestieren«? Herr Bahr hat es zeitlebens als seine »Pflicht und Schuldigkeit« betrachtet, selbst irrezuführen ...

Aber nun folgt Schlag auf Schlag. Am 7. Februar wird Herr Trebitsch im 'Neuen Wiener Tagblatt' gerettet, am 8. Februar in der 'Neuen Freien Presse'. Hier ist als Vertreter der freiwilligen Trebitsch—Gesellschaft kein geringerer als Rudolph Lothar zur Stelle. Preist er den Übersetzer? Nein — Trebitsch hat sich selbständig gemacht —: den Novellisten. Schlechtes Deutsch: da ist Herr Lothar am Platze! Und es ereignet sich das Unerhörte, daß einem Novellen-band, mit dessen Drucklegung sich der literarische Verlag S. Fischer Berlin in den Verdacht gebracht hat, Herrn Pierson in Dresden Schmutzkonkurrenz zu bereiten, in der 'Neuen Freien Presse' ein selbständiges, drei Spalten langes Feuilleton gewidmet wird. Der zielbewußte Literaturvergifter Hermann Bahr ist neben dem planlosen Schwätzer Lothar die minder gefährliche Erschei-nung. Wenn Bahr will, durchschaut er eine Talentlosigkeit; Lothar könnte nur irrtümlich einmal das Richtige treffen. Ich habe vor ein paar Wochen den No-vellenband »Weltuntergang« gelesen und nicht geahnt, daß ich je in die Lage versetzt sein würde, über dies Werk, das Brutalität mit Impotenz gezeugt hat, in dem nicht ein Gedanke gedacht, nicht ein Wort gefunden ist und eine Talmi—Psychologie aus x—ter Hand Orgien der »Beobachtung« feiert, meine Mei-nung zu sagen. Es ist doch möglich geworden; denn das oft parodierte Lo-sungswort: Österreich hat wieder einen Dichter! Klingt fröhlich aus den Spal-ten führender Tagesblätter. So muß ein erstauntes Echo die Antwort geben. Wenn ein Kolportagegeschichtenschreiber infolge mangelhafter Routine es mit dem »modernen Genre« versuchen und sich an Arthur Schnitzler bilden wollte, er würde beiläufig die Novellen zustandebringen, die Herr Trebitsch schreibt, der inmitten der landläufigsten Plattheiten sich durch die Pluralbil-dung »Sehnsuchten« als modernen Dichter zu legitimieren sucht ... Zum Prei-se seiner Sprachkunst und zur Bekehrung der eingefleischtesten Trebitsch—Fanatiker will ich eine Stelle aus der Erzählung »Ein fremder Herr« (S. 152) — die einzig kurzweilige des Buches — abdrucken, in der Paul darüber grü-belt, daß er an der Bahre seiner Geliebten zum erstenmal einem Rivalen, von dem er bis dahin nichts geahnt, begegnet war:

»Noch einmal betrachtete Paul diesen Mann, der Hertha in die Kunst eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war *er* da gewesen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte *er* auch ganz deutlich, daß der fremde Herr sich

wie ein riesenhafter Felsblock zwischen ihn und die Tote geschoben hatte, über den *er* niemals hinwegkommen würde. Achtlos war *er* über alles Gemeinsame zwischen Hertha und *ihm* fortgeschritten und hatte sie eingefordert mit guten alten Rechten, über die es Urkunden gab. Nur für ein Jahr geliehen hatte *er* sie *ihm*, und da war sie zufällig in *seinen* Armen gestorben. Was hatte *er* eigentlich dabei zu suchen, wenn ein fremder Herr *seine* Frau begrub, was drängte *er* sich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?«

Man beachte die kunstvolle Art, in der Paul und der fremde Herr auseinandergehalten sind ...

Herr Lothar findet, daß diese Geschichten »mit zum Besten gehören, was die Erzählerkunst in Österreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat«. Aber ehe ich diesem Verdammungsurteil über die gesamte österreichische Erzählungskunst zustimme, möchte ich es doch vorziehen, Herrn Lothar, dessen auffallenden Lobhudeleien ich nur ein reines Motiv unterschieben will, für den vorlautesten Nichtsverstehler zu halten, der je über Druckerschwärze verfügen durfte. Daß in demselben Blatte, welches für alles Große in Kunst und Literatur, für alles Eigenwüchsige und Echte nichts als kleinlichen Hohn, Haß oder den Totschweigebanner übrig hatte, dessen kritische Geister Richard Wagner zu fällen suchten, Bruckner's Leben zu verbittern verstanden und die Sehnsucht tausend redlicher Talente nach einem Wörtchen der Anerkennung unbefriedigt lassen, der stammelnde Versuch eines Dilettanten, der's »nicht nötig hat«, in drei Spalten als Meisterwerk gepriesen wird, ist gewiß ein so aufreizendes, so sehr die schlimmsten antisemitischen Regungen bejahendes Faktum, daß man mit Herrn Rudolph Lothar strenger ins Gericht gehen sollte. Aber bei genauer Betrachtung der Sachlage mag man zu einem nachsichtigeren Urteil geneigt sein. Der 'Neuen Freien Presse' bleibt ja die Verachtung gesichert, aber daß ein Mensch, der sich zwischen Ballerinen, Gesandten, Philosophen und Konfektionären die Füße wundläuft, noch über ein neues Buch etwas Zurechnungsfähiges sagen soll, hieße allzuviel verlangen. Der Schlußsatz seines Artikels: »Trebitch ist weit mehr als liebenswürdig, er ist der Liebe würdig«, zeigt, daß die Nerven des armen Teufels in der Interviewhetze doch arg gelitten haben.

* * *

[Mottl und Guttmann]

Felix Mottl hat jüngst in Wien ein Konzert dirigiert. Das war natürlich eine Gelegenheit, von dem kaiserlichen Rate Albert Guttmann zu reden. Herr Guttmann hielt, so berichteten die Zeitungen, vor Beginn der ersten Probe eine Ansprache an das Orchester. Und nannte Felix Mottl den »hervorragendsten Dirigenten unserer Zeit«. So ist denn einer der vielen Meinungsstreite in unserem Kunstleben endgültig geschlichtet. Anderwärts ist die Rangordnung der zeitgenössischen Dirigenten noch nicht genau festgestellt, und wenn Einzelne Mottl für den größten halten, so schwanken die Meinungen anderer noch zwischen Richter, Mahler, Nikisch, Weingartner, Richard Strauss, der bedeutenden nichtdeutschen Dirigenten gar nicht zu gedenken. Für uns gibt es keinen Zweifel mehr: Herr Guttmann, der die musikalischen Inseratenaufträge verteilt, wird doch auch gültige Zensuren an Musiker auszuteilen berechtigt sein? Alle Wiener Inseratenchefs sind jetzt von Felix Mottl's Erstrang überzeugt, und die Wiener Musikkritiker haben sich unweigerlich dieser Überzeugung zu fügen. Wer der hervorragendste Konzertdiri-

gent ist? Wir wissen es definitiv. Wer aber ist der vordringlichste Konzertagent?

†

* * *

Schmock ist parteilos

»Wenn man auch darauf gefaßt war, daß der heurige Ball seine Vorgänger noch übertreffen werde, hat doch niemand geahnt, daß dies in so glänzender Weise möglich sein wird. Die kühnsten Hoffnungen des Komitees sind durch den wahren Massenbesuch und die Teilnahme der vornehmsten Kreise Wiens noch übertroffen worden.«

»Die glänzendsten Namen des Wiener Hochadels, die Spitzen der Behörden und Vertreter des diplomatischen Corps, die hervorragendsten Mitglieder der Wiener Theaterwelt, eine große Anzahl bekannter Maler und Bildhauer und die vornehmsten Kreise des Bürgertums haben sich auf dem Ball ein Rendezvous gegeben.«

»Das Parkett des Saales glich einem wogenden Meere von prunkvollen Toiletten, Ordenssternen, Brillanten und Diamanten der Damen, ein Bild, in das die schwarzen Fräcke Abwechslung brachten. All die Persönlichkeiten aufzuzählen, die den Ball besuchten, ist momentan einfach unmöglich, denn zur Stunde strömen noch immer Gäste in die überfüllten Säle.«

»Von hundert schönen Lippen konnte man es immer und immer wieder hören, daß der Ball entzückend, berauschend, unübertrefflich sei.«

»Das Tanzarrangement lag in den bewährten Händen ... «

»Wie mit magnetischer Gewalt wurden die bekanntesten Ballsaalflüchtlinge festgehalten, und wäre durch ein Wunder das Zeitenrad stehen geblieben, es tollte und schwelgte, geigte und tanzte, plauderte und lachte jetzt noch in ungetrübter Heiterkeit in den Sophiensälen. Der einzige dunkle Punkt des Ballfestes war das Ende, das allerdings soweit als möglich hinausgeschoben wurde. Die Köpfchen der jungen Damen zeigten sich äußerst findig im Aushecken immer neuer Gründe, um die Mamas und Papas zum weiteren Verbleiben zu bewegen, und auch die Herren beruhigten ihre mahnenden Gewissen mit den gewagtesten Ausreden.«

»Es ist fast unmöglich, denen, die sich nicht selbst durch den Augenschein von dem Glanze dieses Festes überzeugten, eine richtige Vorstellung von den Wundern dieses Balles — wir finden keinen andern Ausdruck — zu geben. Schon das zauberisch schöne Bild des Ballsaals selbst spottete jeder Beschreibung. Der Sophiensaal glich vorgestern einem Feenpalaste. Noch nie zuvor hat ein solches *Meer von Licht* diese Räume erhellt. Die Firma *Siemens & Halske*, welche mit gewohnter Meisterschaft die elektrische Installation besorgt hatte, erwies sich wieder einmal als die unübertreffliche Meisterin auf dem Gebiete der modernen Beleuchtungstechnik.«

»Alle die kamen, kamen gern, sie fühlten nicht den lästigen Druck der Konvenienz, sondern das gemütliche Gefühl, daß der Freund zum Freunde kam. Die sich noch nicht kannten, wurden rasch be-

kannt durch gemeinsame Freunde und so bildete sich ein fester Kitt, der die ganze vielhundertköpfige Menge verband.«

»Entschuldigungsschreiben hatten gesendet: — — — — — «

Natürlich Concordiaball? Nein, der kommt erst! Vorläufig hat bloß die antisemitische Journalistik über den Ball der »Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft« berichtet .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der Inseratenteil der 'Zeit']

'Zeit'—Genosse. Der Inseratenteil der 'Zeit' ist »klein, aber rein«? Na, na, Sie Schäker! Glauben Sie wirklich, wir sehen nicht, wie sich, dieweil die Herren Singer und Kanner gegen »Inseratenschwindel« wettern, der Administrator ins Fäustchen lacht? Er weiß wohl: wenn er nur fleißig den Geldsack nachstopft, auf dem die Herausgeber sitzen, während sie mit beiden und natürlich mit reinen Händen Prinzipien hochhalten, so ist alles in Ordnung, und niemand wird merken, woher er's genommen hat. Schließlich rieche das Geld, das die 'Zeit' von einer berüchtigten Budapester Animierfirma für Inserate bezieht, auch nicht anders als jenes des Herrn Salo Cohn. Und so läßt der Administrator seelenruhig das folgende Inserat des Börsenkommissionshauses Gustav Braun in Budapest (siehe z. B. die Nummer vom 30. Jänner) in die Spalten der 'Zeit' einrücken:

»Der Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, die Einführung der Goldwährung, die Konversion der Staatsrenten, die großen staatlichen Investitionen für Industriezwecke, die große Geldflüssigkeit und der billige Zinsfuß werden eine ENORME STEIGERUNG DER ÖSTERREICHISCHEN UND UNGARISCHEN WERTPAPIERE, welche jetzt noch 4½ % bis 6½ % tragen, hervorrufen. Gefertigtes Bankhaus stellt seine langjährige Erfahrung seriösen Interessenten zur Verfügung.«

Daß sich die Herausgeber der 'Zeit', weil sie die Verantwortung für Inserate zu übernehmen ausdrücklich erklärt haben, ein Gewissen daraus machen könnten, den Budapester Börsenanimierkneipen als Zutreiber zu dienen, fürchtet der Administrator nicht. Solange der Geldsack voll bleibt, werden die Herren Singer und Kanner auch weiterhin ruhig auf dem »Gewissen« sitzen bleiben. Vorsicht ist lediglich geboten, wenn allzu bekannte Wiener Firmen Inserate offerieren. Da läßt sich der Administrator eine Gefahrprämie bezahlen: er bringt derlei Inserate nur als »Private Mitteilungen«, — zum erhöhten Tarif. So lesen wir in der 'Zeit' vom 18. Jänner: »WOHLTÄTIGKEITSAKT. Das durch seinen Wohltätigkeitssinn und durch seine vorzüglichen Waren bestbekannte Weltschuhwarenhaus Paprika—Schlesinger ¹« verkauft »um die Hälfte des Selbstkostenpreises zugunsten armer Schulkinder des zweiten und sechzehnten Bezirkes« Schuhe. Es werden nämlich »von dem Bruttoerlös 10 Prozent zu Händen des Herrn Bürgermeisters für obigen Zweck hinterlegt werden«. Die Käufer »lindern demnach gleichzeitig die große Not und den Hunger der armen Schulkinder«. Und »es ist bei der großen Popularität der Firma zu hoffen, daß dem wohltätigen Zweck eine größere Summe zugeführt wird« ... Dem Reinen ist alles rein; wie sollten die Inserate des Paprika—Schlesinger bei den

1 Also heißt der Mann nicht Schlesinger und hat einen Gemüseladen, sondern er heißt Paprika—Schlesinger und hat einen Schuhladen. Nach Heft 135 # 12 »Passant« wieder nicht.

Herren Singer und Kanner Bedenken erregen? Über unlautern Wettbewerb gar zu streng zu denken, haben zudem die Herausgeber der 'Zeit' sicherlich keinen Grund. Und die Administration der 'Zeit' bleibt, wenn sie im Inseratenteil unlautern Wettbewerb treiben läßt, noch immer in besserem Einklang mit den redaktionellen Tendenzen, als etwa die Administration der 'Neuen Freien Presse' mit den Tendenzen der Herren Bacher & Benedikt. Denn wenn die 'Neue Freie Presse' täglich für Dienstmädchen Stellen »in nur christlichen Häusern« sucht und Sommerwohnungen »nur für christliche Mieter« empfiehlt, so ist es klar, daß der administrative Teil des Blattes nicht nach den Intentionen der gesinnungstüchtigen Chefs geführt wird.

[Südbahn—Genealogie]

Südbahn—Aktionär. Daß die alten Lieferanten der Südbahn bei den vielfachen Nebengeschäften dieses Unternehmens (Hotelbauten u. dgl.) nicht mehr berücksichtigt werden, hat seinen Grund nicht etwa darin, daß die Direktion mit ihren Leistungen oder ihren Preisen unzufrieden war. Jetzt zahlt das — Sie wissen doch — blühende Bahnunternehmen viel mehr als früher. Aber es kommt eben darauf an, WEM gezahlt wird. Herr Robert von MORPURGO, Mitinhaber der Baukanzlei Wildhack & Morpurgo, ist jetzt der alleinige Kontrahent der Südbahn. Er baut und richtet alles ein und beschäftigt auf Kosten der Südbahn ein Büro von 29 Beamten. Zufällig ist er auch ein Schwiegersohn des Herrn KAIZL, Direktors der Südbahn.

[Antialkoholisches aus dem »Arbeiterheim«]

Antialkoholiker. Der Wiener Volksbildungs—Verein muß, wie Sie mir mitteilen, bei den Vorträgen im »Arbeiterheim« gestatten, daß den Zuhörern Wein und Bier vorgesetzt wird. Also ein wissenschaftliches Rauchtheater! Ja, mit der Antialkohol—Bewegung in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft war's bald aus. Rechnen Sie doch nach, wie viele Krügel Bier und Viertel G'spritze vertilgt werden müssen, damit das Kuffner'sche Arbeiterheim Partei—Eigentum werde. So bekehrt sich der Revolutionismus, der vom »Gott erhalte!« nichts wissen wollte, allmählich zu einem evolutionistischen »Gott erhalt's!« Natürlich Hopfen und Malz!

[Wilbrandt's Burgtheatererinnerungen]

Coulissier. Gewiß, WILBRANDT'S Burgtheatererinnerungen, die er soeben in der 'Neuen Freien Presse' erscheinen ließ, sind nicht höher denn als historisch sublimierter Kulissentratsch zu werten. So tief hat auch Herr Sigmund Schlesinger, wiewohl er nicht Direktor war, die Theaterereignisse durchgelebt. Originell ist nur die Selbstgefälligkeit, mit der der Dichter der »Tochter des Herrn Fabricius« sich gegenüber jeder künstlerischen Individualität, die über die Burgtheaterbretter schritt, als Entdecker oder mindestens als Erzieher aufspielt. Bis zu der schmalzigen Erhöhung Sonnenthals zu einem Sonnengott ist »grandios« das ärmlichste Lobeswort, das allem und jedem, was in jener Ära geschah, gespendet wird. Und doch wurden damals die Bedingungen für jene effektvolle Burgtheaterverwüstung geschaffen, die später Herr Burckhard inszenieren sollte ... Einer Erinnerung wert und wirklich anmutig geschildert ist bloß das Erlebnis der Faust—Neuinszenierung und die Wirkung der Euphorion—Szene mit der Hohenfels und der Wolter. Ansonsten — 'Neues Wiener Journal'. Maßstab für die Wirkung des »Ödipus«: die Erschütterung des Herrn v. Bezecny. Dieser vom Klavierspieler eines Erzherzogs zum General—Intendanten der Hoftheater und Gouverneur der Bodencreditanstalt erhobene Kunstkenner war ursprünglich gegen den Versuch eingenommen. Herr Wilbrandt aber — er erzählt das in dem Tone des standhaften Dulders — ließ nicht locker. Und siehe, bei der Premiere stand Herr v. Bezecny auf der Bühne, »allein, mit so erregten, bewegten, erschütterten Zügen, wie ich nicht

so oft einen Menschen gesehen. 'Herr Direktor!', stieß er hervor, so einen Eindruck hab' ich noch nie im Theater erlebt!« Feinsinnig bemerkt Wilbrandt: »Wenn das Sophokles hören könnte! dachte ich«. Nun, es ist noch ein Glück, daß bloß Herr v. Bezecny und nicht auch Herr v. Taussig »erschüttert« war. Sophokles hätte es zwar selbst dann nicht hören können, aber vielleicht wären »Bodencredit« gefallen.

[Von der Schauspielschule des Konservatoriums]

Leitung des Konservatoriums. Nur Mut, meine Herren! Daß die Lehrerin der Schauspielschule, Frau PETRASCH—WOHLMUT, die Schwägerin des Hofrats Hanslick ist, mag es rechtfertigen, daß sie einmal in der 'Neuen Freien Presse' die »bedeutendste Rezitatorin beider Hemisphären« genannt wurde. Aber es wird doch nicht die Duldung eines Mißbrauchs rechtfertigen, unter dem sämtliche Schülerinnen der Frau Petrasch zu leiden haben? Nach den Statuten ist die Erteilung eines Privatunterrichts an Zöglinge des Konservatoriums den Lehrkräften dieser Anstalt ausdrücklich verboten, und die peinlich korrekten Herren Römpler und Meixner brauchen es sich nicht gefallen zu lassen, daß neben ihnen eine Kollegin wirkt, die im Vertrauen auf ihre einflußreiche Verwandtschaft Sonderrechte beansprucht und für ihre Schülerinnen die Pflicht statuiert hat, bei ihr einen kostspieligen Privatunterricht zu nehmen. Die Beschwerde eines besorgten Vaters, der ein doppeltes Schulgeld nicht zu zahlen imstande war, aber das künstlerische Fortkommen seiner Tochter auch ohne die Bedingung des Privatunterrichts gesichert wissen wollte, wird hoffentlich einen Erfolg haben. Daß Herr Hofrat Hanslick auf das Konservatorium böse werden könnte, glaube ich nicht. Aber schließlich — eine Ungerechtigkeit wär's gerade nicht, wenn er Herrn v. Perger nicht mehr für ein musikalisches Genie erklärte.

[Servaes, der Seher]

Maler. Wie Herr Franz SERVAES Kunstkritiker sein kann, obwohl er nichts sieht? Sie irren; Herr Servaes sieht mehr als jeder andre. »Von einer Dämonie, die bis ans Groteske geht«, schrieb er am 6. Januar in der Besprechung der vom Hagenbund veranstalteten Böcklin—Ausstellung,

»ist Böcklin's 'JUDITH'. Man kann das Bild für einen Witz halten, wenn auch für einen unheimlichen, ja ungeheuerlichen. Die Judith wird nämlich als strenge, sittsame Magd gemalt, die das vergossene BLUT DES VON IHR GEMORDETEN FEINDES höchst korrekt auf einem Tablett in einer Karaffe trägt, neben der noch zum Überfluß ein paar Weingläser stehen. Dabei ist in das starre, verschlossene Antlitz des Weibes mit den schwergesenkten Augenlidern und in der absichtlich steifen Haltung des Halses, sowie der ausgespreizten, das Tablett tragenden Finger etwas wie ein NACHKLANG VON DER GRAUSEN TAT hineingelegt¹«.

Was Herr Servaes nicht alles sieht! Und Böcklin hat doch bloß DIE JUDITH AUS DEM »LANDVOGT VON GREIFENSEE« (GOTTFRIED KELLER, »ZÜRICHER NOVELLEN«) gemalt, die nach der Fechtstunde bei ihrem Vater, dem Kapitän, den erhitzten jungen Herren einen Labetrunk kredenzt. Na, Servas Franz! ... Mit der Ausstellung in der »Sezession« ist der Kunstkritiker vom 'Neuen Wiener Journal' herzlich unzufrieden. »Man will doch erfahren, wie und woso?« schrieb er am 24. Jänner. Der Mann heißt Balduin Groller. Aber nun möchten Sie auch erfahren, wie er zur Kunst kommt, — und woso? Vermutlich versteht er von Kunst auch nicht weniger, als von allen anderen Dingen.

1 Da sind die Repräsentanten der Religion des Friedens ® im Irak 2014 doch viel lockerer und abgeklärter im Präsentieren. 100 Jahre Entwicklung der menschlichen Gesittung tragen nun Früchte.



»Hof—Etiquette«. Der Absender der Mitteilungen über Hofzeremoniell etc. (eingelangt am 31. Jänner) wird behufs Klärung einiger unverständlicher Stellen des Aufsatzes unter Zusicherung absoluter Diskretion um seinen Besuch gebeten.

[Die Kopfredoute]

Domino. Wenn man die Berichte über die von der Fürstin Metternich veranstaltete »KOPFREDOUTE« vergleicht, so gewinnt man einen wenig harmonischen Eindruck. Übereinstimmend wird bloß die Erkenntnis ausgesprochen, daß die beteiligten Herren »es sich bequem gemacht haben«. Aber niemand hat es ihnen ernstlich verübelt, da die willigste Phantasie an der Zumutung, »sich einen Kopf zu machen«, scheitern muß. Der Sophiensaal »stellte ein großes Kaufhaus dar«. Und auf diesem Tandelmarkt der Eitelkeiten will keiner durch Originalität verblüffen; dem Bescheidenen genügt es, »u. a. be-

1 Das Bild »Judith« von Arnold Böcklin 1888 ist im FACKEL—Heft **nicht** enthalten. In Heft 130 # 13 »Maler« wird noch Weiteres mitgeteilt. Und Weiter—weiteres in Heft 132 # 11 »Maler«.

merkt« zu werden. Solange die Butter, die einer auf dem Kopf hat, nicht IN ERSCHEINUNG tritt, wird »tout Vienne« sich an dürftigen Kostümscherzen vergnügen müssen, und gewiß stehen wir vor einer löblichen Ausnahme, wenn der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' entzückt berichten kann: »Nicht zu erkennen war Professor Dr. Herzfeld als greiser Automobilist«. Aber das Reporteraug' »hat ihn doch erkannt«! Aus übertriebener Vorsicht hatten sich die meisten Herren nicht verändert: sie fürchteten, von den Berichterstattem übersehen zu werden. Diese aber fürchteten, vermummte Lieblinge zu erkennen, und sahen darum aufs Geratewohl auf solche, die nicht anwesend waren. Wie Frau Gutheil—Schoder eigentlich angetan war, werden wir nie erfahren. Der eine will wissen, sie sei »als sezessionistische Kartenkönigin erschienen«, der andre behauptet, sie habe das »Prinzeßchen aus Lobedanz« vorgestellt, der dritte will sie in einer »Vindobona mit einem zierlichen Krönlein auf dem Haupt« erkannt haben ... Eines ist allen Metternich—Redouten gemeinsam: Der kaiserliche Rat Dr. Charas »schreitet voran«, und das Kostüm seiner Gemahlin wird »allgemein bewundert«. Immer ist auch die Baronin Salzgeber da, und immer wird »um diese Zeit von einigen jungen Leuten der schüchterne Versuch gemacht, zu tanzen«, der immer schmählich mißlingt. Jedesmal aber versichert der Optimist von der 'Neuen Freien Presse', man sei »einig darüber gewesen, daß in dieser Stadt immer etwas Schönes und Ganzes geschaffen wird, wenn die Leute friedlich zusammenwirken und Haß und Streit, wenn auch nur für einige Stunden, vergessen«. O diese Christlichsozialen! Man erinnert sich an sie, wenn man sie, auch nur für wenige Stunden, vergißt. Der Ballreporter wird zum politischen Schadchen, schwärmt von Annäherung und stellt bedeutsame Prognosen, wenn sich Herr Müller von Frau Kolin intrigieren läßt ... War's also wirklich eine Dummkopfredoute?

[Unerlaubter Nachdruck usw.]

Mehreren Fragern. Natürlich ist die photographische Verkleinerung des Artikels über die Affäre Lonyay aus Nr. 127 der 'Fackel' auf einer neuestens feilgebotenen Ansichtskarte erfolgt, ohne daß der Händler meine Bewilligung eingeholt hat. Ob nach österreichischem Gesetz Verbot und Bestrafung durchzusetzen wäre, mag ihm zweifelhaft erschienen sein, nicht zweifelhaft, daß ich die Erlaubnis zu einem Nachdruck, der mir als Reklame ausgelegt werden könnte, nicht erteilt hätte, wenn ich vorher befragt worden wäre.